



Ordnung ist fast alles: Gerhard von Graevenitz bei einer Ausstellung in Mailand 1973.

UGO MULAS / GERHARD VON GRAEVENITZ ESTATE / © PRO LITTERI

Vielleicht ist am Ende ja alles ganz anders

Gerhard von Graevenitz plant den Zufall und fragt sich, was Kunst eigentlich sei



THOMAS RIBI

Wer macht das, was wir als Kunstwerk bezeichnen? Ganz spontan ist die Antwort klar: der Künstler. Erst wenn man ins Grübeln kommt, wird's schwierig. Wie bei allen Fragen, bei denen die Antworten scheinbar auf der Hand liegen. Bei Gerhard von Graevenitz (1934 bis 1983) sieht alles recht harmlos aus. Aber Achtung, so, wie es aussieht, ist es bei dem deutschen Künstler nie. Oder doch fast nie. Vielleicht ist das, was komplex aussieht, eigentlich ganz einfach. Oder das Einfache komplex. Aber wer weiss das schon?

Und wie ist das mit dem Künstler? Macht er die Kunstwerke, die wir sehen? Oder entstehen sie unter seiner Hand? Haben sie eine Eigengesetzlichkeit, die der Künstler nur erkennen muss, damit sich Kunst, gewissermassen, von sich aus ereignet? Ist der Künstler irgendwie präsent in seinen Werken? Zeigt sich Gerhard von Graevenitz in der Werkauswahl, die im Haus Konstruktiv in Zürich zu sehen ist? Oder spricht aus seiner Kunst etwas, was mit dem Künstler gar nichts zu tun hat?

So, wie der Würfel fällt

Halten wir uns an das, was als gesichert gelten kann. Zum Beispiel, dass Gerhard von Graevenitz für eine Kunst eintrat, die rational ist. Transparent, offen und durchschaubar. Vielleicht sogar – ja, demokratisch. Kunst, das hiess für ihn: Ordnung, Planung, Konstruktion, Struktur. Mit romantischen Vorstellungen von künstlerischer Intuition wollte er nichts am Hut haben. Und letztlich interessierte ihn vielleicht sogar vor allem eine einzige Frage: Wie eng Kunstwerk und Künstler miteinander verbunden sind. Und, ob und inwieweit sich der Künstler aus dem Werk zurückziehen kann.

In den fünfziger Jahren jedenfalls begann Gerhard von Graevenitz damit, seine Werke nach im Voraus festgelegten Systemen zu organisieren. Nach mathe-

matischen Prinzipien und nach Abfolgen, die er aus Zahlenreihen ableitete. Oder nach dem Zufall. Er warf zum Beispiel Münzen. Oder würfelte. Und wies Kopf und Zahl der Münze oder einzelne Seiten des Würfels bestimmten Formelementen zu – Kreisen zum Beispiel oder Quadraten, einer Einprägung oder einer Ausstülpung in einer Fläche. Diese Elemente wurden dann im Bild, das im Entstehen war, eingesetzt – je nachdem, wie die Münze oder der Würfel gerade fiel. Und nicht anders.

Wer schuf da also das Kunstwerk? Der Künstler oder der Zufall? Oder beide irgendwie? Klar ist: Der Künstler legte die Regeln fest, innerhalb deren der Zufall spielen darf – und sorgte so dafür, dass dieser nicht überhandnimmt. Er wies dem Unberechenbaren einen exakt ausgemessenen Raum zu und behielt vor allem auch insofern die Oberhand, als er die Formen bestimmte, die nach dem von ihm festgelegten Zufallsprinzip zur Anwendung kommen. Klar, von Graevenitz schränkte seinen eigenen Handlungsspielraum drastisch ein. Bei der Ausführung eines einmal begonnenen Werks war er unter Umständen bei keiner einzigen Entscheidung mehr frei. Aber er prägte dem Ganzen am Ende doch seinen Formwillen auf, indem er das Prinzip bestimmte, nach dem es organisiert ist.

Der Künstler behielt also doch die Kontrolle. Klar, mit dem gleichen Prinzip und den gleichen Formelementen, die er für eine Werkgruppe festgelegt hatte, konnten Objekte entstehen, die sich deutlich voneinander unterscheiden, aber gerade in ihren Differenzen immer nur auf das eine verweisen: auf das Ordnungssystem, das ihnen zugrunde liegt. Andererseits: Wenn Gerhard von Graevenitz die Formelemente eines Werks übernommen, aber das Ordnungsprinzip verändert hätte, nach denen sie eingesetzt werden – es wäre etwas völlig Anderes entstanden.

Sosehr er sich auch bemüht: Der Künstler kann sich nicht so leicht aus

dem Staub machen. Er hat am Ende immer mehr Macht über das Werk, als ihm lieb ist. Selbst wenn er so viel Bestimmungsgewalt abgibt, wie er kann. Kunst ist eben nicht demokratisch. Und wer den Zufall plant, indem er die Rahmenbedingungen eines Werks bestimmt, ist König. Ganz besonders in der konkreten Kunst, in der alles mehr oder weniger streng nach Ordnung und Proportion organisiert ist.

Das Dreieck kippt

Gerhard von Graevenitz erhob mit seiner Kunst allerdings nicht nur Einspruch gegen idealisierende Vorstellungen von künstlerischer Inspiration. Er ging einen Schritt weiter, indem er sich selber und dem Betrachter den Boden unter den Füßen wegzog. Vor allem mit seinen kinetischen Objekten, die ab den sechziger Jahren entstanden: Strukturen mit bewegten Elementen. Kunstwerken, die sich laufend verändern. Manchmal so langsam, dass man es zunächst gar nicht bemerkt. Da schwimmen schwarze Punkte in einer weissen Fläche und drehen sich, von kleinen Motoren betrieben, um sich selber oder bewegen sich auf einer festgelegten Bahn im Kreis. Balken schieben sich hin und her, Dreiecke kippen um ihre eigene Achse.

Das Werk sieht zu keinen zwei Zeitpunkten gleich aus. Auch wenn der Künstler den Algorithmus bestimmt hat, nach dem sich die einzelnen Elemente bewegen – die Kontrolle über den Ablauf im Ganzen hat er nicht. Der Betrachter muss das Spiel mitspielen. Er muss versuchen, sich in einem System zurechtzufinden, das auch den Schöpfer der Regel immer wieder überrascht. Der Künstler zieht sich aus dem Werk zurück, und der Betrachter wird zum Mitschöpfer eines Werks, das nicht in einer fixen Form existiert. Eines Werks, das nicht für alle Mal geschaffen ist, sondern sich selber laufend neu erfindet.

Zürich, Haus Konstruktiv, bis zum 6. Mai.